

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 50 (1994)
Heft: 4

Rubrik: Elsass

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

32 Minuten täglich und bringen es auf 14 Bücher im Jahr.

Und was lesen sie? Frauen gern über die Liebe, die Familie und das Kochen: über Frauen also. Männer lesen am liebsten über Morde, Krieg und Technik: über Männer also. Geschlechtsunabhängig dagegen ist die Vorliebe für humorvolle Lektüre und Tiergeschichten. Und wo wird gelesen? Gern am Strand (35 Prozent), am liebsten im Bett (45 Prozent), seltener beim Telefonieren (0,3 Prozent) und bei der Körperpflege (1,3 Prozent). Wozu sind Bücher gut? Um sich die Zeit rauben zu lassen (20 Prozent), um nicht zu vereinsamen (2,4 Prozent), gegen die Langeweile (33 Prozent) oder um ungewünschten Besuch zu vertreiben (0,3 Prozent), oder einfach, um ein Zimmer wohnlich zu gestalten (32 Prozent). Das sieht dann so aus: Der deutsche Durchschnittsbücherschrank ist beladen mit 180 Durchschnittsbüchern. Zwei Regale sind der eher trivialen Unterhaltung gewidmet, ein halbes den Nachschlagewerken, und ein ganzes Regal gehört der anspruchsvollen Literatur: Hier verschaffen 27 Romane der klassischen und modernen Wortkunst einem gan-

zen Volk die süße Gewißheit, das der Denker und Dichter zu sein.

Wie viele Bücher an- oder tatsächlich durchgelesen werden, wie viele ungelesen bleiben, wissen die Statistiker nicht. Aber sie vermuten: Immer mehr Bücher werden verkauft, immer weniger gelesen. Jährlich erscheinen bei uns 66 000 neue Titel, alle acht Minuten einer. Allein der jährlich 1900 Kilometer hohe Stapel in München verlegter und in Druck gegebener Bücher würde, wenn man ihn zu Fall brächte, mit seinen Spitzenexemplaren in die Fjorde Norwegens stürzen oder, hart am Wahrscheinlichen vorbei, am Strand von Kreta einen (lesenden?) Touristen erschlagen. Seit 1951 sind in der Bundesrepublik 1,65 Millionen neuer Buchtitel erschienen – in einer Gesamtauflage von etwa 8,3 Milliarden Exemplaren oder einem Gesamtstapel von 250 000 Kilometern Höhe. Daß in deutschen Buchschränken aber nur 140 000 Buchkilometer ihr staubiges Dasein fristen, wirft eine Frage auf: Was ist aus den fehlenden 110 000 Kilometern geworden? Die Antwort erfreut nur den Nichtleser: Laugenbrei in Wellpappenfabriken. *Siegfried Röder*

Elsaß

Das Elsaß im Kampf um seine Zweisprachigkeit

Dies ist, übersetzt, der Titel einer ausgiebigen Studie, die Jean Petit, einer der besten Germanisten Frankreichs, unter anderem ständiger Gastprofessor an der Universität Konstanz, zu Ende des vergangenen Jahres veröffentlicht hat unter dem Patronat der Vereinigung «Nouveaux Cahiers d'Allemand» (Neue Hefte für Deutsch), einer Zeitschrift für Sprachwissenschaft, und mit Hilfe des Forschungszentrums für Germanistik der Universität Nancy, deren

Präsident E. Fauch, Professor an der Universität Nancy, ist.

Das Büchlein umfaßt einen historischen Abriß der Sprachenprobleme im Elsaß, von der Zeit der Römer und Alemannen bis heute. Ich persönlich hätte als Titel einer solchen Studie eher «Das Elsaß im Kampf um die Erhaltung seiner deutschen Muttersprache» gewählt, denn darum geht es eigentlich. Aber im Hinblick auf das langsame Werden Europas ist auch der Begriff der Zweisprachigkeit doch voll und ganz, und vielleicht gerade im Elsaß, angebracht.

Da die Studie in französischer Sprache verfaßt ist, gebe ich die Aussage in einer Übersetzung wieder, eine Übersetzung, mit der J. Petit vielleicht nicht immer ganz einverstanden wäre. Schon während der Revolution, gibt er zu bedenken, fing der Kampf des französischen Staates gegen unsere Muttersprache an: «1794 hält Barrère in der Convention eine regelrechte Anklagerede gegen das Elsässische, das er dem Deutschen gleichstellt...»

Barrère hat schon recht, nicht in seiner Anklagerede, aber in der Gleichstellung des Elsässischen mit dem Deutschen. Über gewisse Äußerungen des Autors könnte man wohl diskutieren: «Aber es liegt insbesondere in den Mentalitäten, daß die Umwandlung sich wesentlich bemerkbar macht: die jungen Generationen haben das Ideal der Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit übernommen und aus dieser Zeit stammt die Herzensverbundenheit des Elsasses zu Frankreich. Dies hinderte die Elsässer keineswegs daran, gleichzeitig sehr stark mit ihrer regionalen Identität verbunden zu bleiben und daß im Augenblick, in dem Bonaparte seinen Staatsstreich des 18 Brumaire 1799 durchführte, sich die Zweisprachigkeit auf gutem Wege befand, in der Verwaltung und in der Presse als Institution eingeführt zu werden.»

Der Autor sieht das elsässische Problem mit erfreulicher Klarsicht und scheut sich nicht, die Kluft zwischen Versprechen und Wirklichkeit, nach 1918, zu unterstreichen: «Französisch wird die einzige Sprache der Schule. Es muß nach den Prinzipien der direkten Methode gelehrt werden, das heißt ohne Zuhilfenahme des Deutschen. Es erübrigt sich zu betonen, daß gerade hier diese direkte Methode eine ganz besondere Bedeutung erlangt. Sie wird dazu benutzt, das Elsässische auszumerzen, was ganz offensichtlich eine Veruntreuung ihrer ursprünglichen Ziele ist. Diese direkte Methode wird übrigens in völlig unangebrachter Weise angewendet: die Lehrer, die sie in die Praxis umsetzen sollen, sind der französi-

schen Sprache nicht restlos mächtig. *In jeder Hinsicht erweist sich diese Sprachenpolitik als weniger liberal und didaktisch weniger überdacht als die von Wilhelm I., die Wilhelm II. fortsetzte.»*

Was die Periode von 1940 bis 1945 anbelangt, wären die Feststellungen des Autors in manchen Einzelheiten etwas näher zu erörtern. Im ganzen gesehen, hat er die Lage dennoch sehr treffend beurteilt. Ihn interessiert vornehmlich die Entwicklung der Zweisprachigkeit von 1945 an bis heute: In der Tat ist der entscheidende Durchbruch, der ab 1990 eingesetzt hat, der Vereinigung ABCM-Zweisprachigkeit zu verdanken. Er ist zwar bei weitem nicht so, wie er sein sollte, aber der Weg ist angebahnt und gezeichnet für eine wirkliche, fruchttragende Zweisprachigkeit im Elsaß. J. Petit widmet darum auch den größten Teil seiner Studie der Pionierarbeit der Vereinigung ABCM-Zweisprachigkeit. Er spricht auch kurz über andere Experimente in Frankreich, so den originellen Versuch Delaunays in Bordeaux zugunsten des Deutschunterrichts, das baskische Modell der Icastolas, das der katalanischen Bressola sowie das bretonische Modell der Diwan-Schulen.

Das Bedürfnis, die Zweisprachigkeit zu pflegen, machte sich im Elsaß von 1985 bemerkbar, schreibt J. Petit. Er vergißt dabei, daß seit 1945 und ohne Unterbrechung bis heute mindestens 80 Prozent der Schülereltern im Elsaß die Einführung eines geregelten Deutschunterrichts verlangten. Leider hinkten die Gewählten immer hintenher. Richard Weiß und seine Mitarbeiter haben auf diesem Gebiet Großartiges geleistet. Und, nolens volens, müssen jetzt die Gewählten mitmachen. Trotz der Hindernisse, die immer und immer wieder zu überwinden sind und von den Feinden eines wahren Erziehungswesens aufgerichtet werden, darunter, leider, Personen aus dem Schulwesen! Obschon selbst Rektor Deyon 1985 klar Stellung genommen hatte: «Die Dialekte und das Deutsche sind solidarisch, man kann eine Politik der Sprache

des Nachbarn im Elsaß nicht praktizieren, indem man die Dialekte ignoriert, man kann die Dialekte nicht feiern, ohne zu begreifen, daß sie, von der deutschen Hochsprache getrennt, verarmen und unweigerlich verschwinden werden.»

Hier hätte J. Petit, mindestens in einem Punkt, H. Deyon korrigieren sollen, nämlich wenn dieser, im Elsaß, von der Sprache des Nachbarn spricht. Es ist nicht einfach die Sprache des Nachbarn, es ist *auch* die Sprache des Nachbarn, *aber es ist zuvor unsere Muttersprache, die Sprache des Elsasses*. Längs des Rheins spricht man dies- und jenseits praktisch dieselbe deutsche Mundart mit den Varianten, die ja überall bestehen. Aber H. Deyon kann man diesen Irrtum verzeihen, er ist eben kein Elsässer.

Des weiteren behandelt J. Petit verschiedene Probleme, die höchst interessant sind und beweisen, wie sehr sich die Sprachen im Laufe ihrer Entwicklung, unter dem Einfluß wohl der Akademiker, von der Logik und Natürlichkeit entfernt haben, die al-

lerdings weiterhin die Umgangssprache des Volkes und der Kinder beeinflussen; zum Beispiel: gesingt statt gesungen.

J. Petit beendet seine Studie mit einer ganz positiven Einstellung zum zweisprachigen Unterricht: «Es ist im Rahmen dieser Entwicklung, daß das Elsaß, Land aller Leiden, im Sturm der Kriege hin- und hergeworfen, eine Funktion zu erfüllen berufen scheint, die ihm in seinem eigenen Interesse zukommt, aber auch im Interesse Frankreichs und Europas: die Pflegestätte der deutsch-französischen Zweisprachigkeit und der Bindestrich zwischen Frankreich und Deutschland (J.M. Woehrling 1991 in *Saisons d'Alsace*, Nr. 110, S. 261) zu sein. Es wäre gerecht, wenn das Elsaß, nachdem es sich der Geschichte gefügt hat, aus dieser Geschichte nun auch seinen Vorteil zöge.»

Wenn das Elsaß erst einmal völlig zweisprachig ist, wird es nicht nur seine Seele wiedergefunden haben, sondern auch die schönsten friedensbringenden Früchte für alle daraus ziehen können.

G. Andres

Umschau

«Literarischer März»

Am 25. März 1995 findet in Darmstadt zum neunten Mal der Lyrik-Wettbewerb für deutschsprachige Lyrik statt. Die Stadt Darmstadt hat den Leonce-und-Lena-Preis (15 000,- DM) sowie zwei Stipendien (7 500,- DM) ausgeschrieben. Teilnehmen können Lyrikerinnen und Lyriker, die am Tag des Einsendeschlusses nicht älter als 35 Jahre sind. Bewerbungen von Autorinnen und Autoren erbittet das Lektorat «Literarischer März» (Luisenstraße 12, 64283 Darmstadt) bis zum 15. September 1994.

Das Lektorat, dem Fritz Deppert, Christian Döring, Hanne F. Juritz und Karl Krolow angehören, wählt unter den Einsendungen voraussichtlich bis zu 12 Autoren aus, die nach Darmstadt zu den Lesungen am Samstag, dem 25. März 1995, eingeladen werden. Eine Jury entscheidet über die Vergabe des Leonce-und-Lena-Preises und der beiden Stipendien an die Eingeladenen. Ihr gehören unter Vorsitz des Kulturdezernenten, Oberbürgermeister Peter Benz, an: Michael Braun, Kurt Drawert, Friederike Mayröcker, Ilma Rakusa, Guntram Vesper und Ruth Wagner.

Eingesandt